

VII. Feuilleton.

Medizinische Reiseerinnerungen aus der Sinaiwüste.

Von Prof. Max Verworn in Jena.

Bereits vor fünf Jahren, im Winter 1890/91, hatte ich mich zwei Monate lang an der Küste der Sinaihalbinsel aufgehalten, um dort vergleichend-physiologische Studien an niederen Seethieren zu machen. Die Fülle des ausgezeichneten Versuchsmaterials, das ich dort gefunden, sowie der wunderbare Zauber der gewaltigen Natur und die unbeschreibliche Romantik des Wüstenlebens, die ich dort gekostet hatte, waren für mich zu einem so mächtigen Reiz geworden, dass ich vier Jahre später den längst gehegten Wunsch, meine Untersuchungen an selben Ort wieder aufzunehmen, zur Ausführung brachte und mich im December 1894 auf vier Monate nach dem rothen Meere begab, diesmal begleitet von meinem Freunde Dr. Jensen. Da ich auf diesen beiden Reisen neben meinen experimentellen Arbeiten vielfach Gelegenheit fand, medizinische Beobachtungen und Erfahrungen zu sammeln, die vielleicht auch manchen Kollegen interessiren dürften, so wage ich es, meine medizinischen Reiseerinnerungen den Lesern dieser Zeitschrift in zwangloser Form mitzutheilen.

Mein Standquartier befand sich in dem Fischerflecken El Tôr, der etwa am unteren Drittel des Golfs von Suez, unmittelbar am Rande der Wüste El Kâa liegt, und da er der einzige feste Punkt und Hafen an der ganzen Sinaiküste ist, von der ägyptischen Regierung in der Zeit der Pilgerfahrt nach Mekka als Quarantänestation benutzt wird.

In einer zwischen Palmen erbauten Lehmhütte, die meinem schon seit Jahren in Tôr weilenden Schweizer Freunde Herrn Kaiser gehörte, richtete ich mit den mitgenommenen Apparaten mein physiologisches Laboratorium ein. Hier trat ich mit den Einwohnern von Tôr, sowie mit den Beduinen der Tauarastämme, welche die Halbinsel bewohnen, in engsten Verkehr, wobei mir Herr Kaiser mit seiner Kenntniss der dortigen Verhältnisse unschätzbare Dienste leistete, und von hier aus unternahm ich kleinere und grössere Kameelreisen in die Sinaiwüste.

Ein Zufall begründete meinen Ruf als „Hakim“ (Arzt). Es war gleich im Anfang meines ersten Aufenthalts in Tôr, als in Gebêle, einem benachbarten Beduinenlager, eine Hochzeit gefeiert wurde. Da dieses Ereigniss mein Interesse lebhaft herausforderte, so liess ich mir die Theilnahme daran nicht entgehen und ritt nach Gebêle. Bei meiner Ankunft war die Festlichkeit schon im Gange. Die Männer sassen im Kreise und plauderten bei Kaffee und Tabak, die Weiber waren in ihrem Zelt und machten eine eintönige, lärmende Musik. Nach dem Mahle, bei dem man sich, in Gruppen um eine grosse Schüssel mit Brei und eine Schüssel mit gekochtem Hammelfleisch hockend, Bissen auf Bissen mit den Fingern in den Mund schob, begannen die Spiele. Zuerst gab es ein Wettrennen auf Kameelen in der Wüste. Es war ein äusserst fesselnder Anblick, die geschmeidigen Gestalten der Wüstensöhne katzenartig an das Kameel gekrallt peilschnell dahinfliegen zu sehen. Dann folgte das Preisschiessen. Der Kopf des geschlachteten Hammels wurde in die Wüste gestellt, und dann wurde danach geschossen. Wer ihn traf, konnte ihn als Preis behalten — für die armen Tauarabeduinen immerhin schon ein Werthstück. Die Flinten waren indessen sehr primitiv und schlecht, so dass das Schiessen ziemlich lange dauerte. Ein Beduine lud seine Flinte und keilte den Ladestock mit einem mächtigen Stein gewaltsam in den Lauf. Ich war noch in Gedanken darüber, dass nicht öfter mit diesen miserablen Waffen ein Unglück passirte, als plötzlich ein lauter Knall entstand. Sobald der Pulverrauch sich erhoben hatte, fanden wir den Beduinen, den ich eben noch seine Flinte bearbeiten sah, bewusstlos und blutüberströmt am Boden liegen. Der Flintenlauf war geplatzt, wobei die Stücke dem Mann den rechten Oberarm und die rechte Kopfseite aufgerissen hatten. Als er wieder zu sich gekommen war, wurden die verschiedensten Rathschläge laut, wie man ihn behandeln solle. Einer war für Oelauflagen, einer wollte Kaffee aufstreuen, die meisten aber hielten Schiesspulver für das beste. Während ich mir die Wunden angesehen und vorläufig zur Noth verbunden hatte, war die „Fantasia“, wie der Araber jede besondere Festlichkeit nennt, ruhig weitergegangen. Schliesslich hatte einer sich den Hammelkopf erworben. Damit war die Hochzeitsfeier beendet, und ich nahm den Verwundeten mit mir nach Tôr, um ihn zu flicken. Die Wunden waren nur Fleischwunden, daher beschränkte sich meine ganze Thätigkeit auf Desinficiren, Nähen und Verbinden, was von den Begleitern des Mannes mit höchstem Staunen und grösster Neugier verfolgt wurde. Nach einigen Tagen waren die Wunden per primam geheilt und damit mein Ansehen als Hakim begründet.

Meine Praxis nahm bald beträchtliche Dimensionen an. Es interessirte mich, zu sehen, was für Krankheiten die Wüste birgt, daher waren mir die Consultationen und Krankenbesuche zuerst garnicht unangenehm. Bald aber wurden sie mir durch ihre Menge und Länge lästig, vor allem, als ich merkte, dass nicht selten Leute kamen, denen garnichts fehlte. Der Araber hat grosse Ehrfurcht vor Arzneimitteln, und namentlich der Beduine der Wüste, der bei seinem Nomadenleben fern von aller Cultur nur selten in der Lage ist, sich ein Arzneimittel zu verschaffen, sucht sich gern bei einer Gelegenheit, wie sie meine Anwesenheit war, für die Zukunft damit zu versorgen. Zu diesem Zwecke simulirt er auch unter

Umständen eine Krankheit, und wenn es ihm gelungen ist, ein Arzneimittel zu bekommen, so hütet er es wie einen Schatz, ja er entschliesst sich sogar im Nothfall nur schwer, es wirklich zu gebrauchen, weil er immer denkt, es könnte später einmal noch nöthiger sein. Das Vertrauen in die Wirksamkeit der Mittel ist meist ganz kindlich und manchmal geradezu rührend. Ein Fall wird mir immer in der Erinnerung bleiben. Ich sass spät Abends noch in meinem Laboratorium und machte mir Notizen. Es war nach Sonnenuntergang sehr kalt geworden, und mich fror. Da klopfte es an die Thür der Hütte, ein Beduine trat herein, begrüßte mich und klagte mir, dass er starkes Fieber hätte und nicht schlafen könnte. Da ich bald das Prinzip angenommen hatte, mich immer erst sorgfältig zu überzeugen, ob keine Simulation vorlag, so untersuchte ich ihn und maass zunächst seine Temperatur in der Achselhöhle. Während das Thermometer steckte, schrieb ich weiter. Nach einiger Zeit sah ich nach und fand 36,7. Ich konnte mich getäuscht haben, legte also das Thermometer noch einmal sicherer in die Achselhöhle und liess es ihn festhalten. Als ich wieder maass, fand ich aber die gleiche Temperatur. Daher sagte ich ihm, es sei gut, er solle nur gehen. Am anderen Morgen kam der Mann schon in aller Frühe zu mir mit einer Anzahl schöner Teller, die er von einem gestrandeten Dampfer gestohlen hatte, und wollte mir dieselben als Honorar dafür übergeben, dass ich ihn so schnell geheilt hatte. Er hätte die ganze Nacht sehr schön geschlafen, das Fieber wäre sofort weg gewesen. Der Mann glaubte steif und fest, ich hätte ihn mit dem Thermometer curirt, und hat seitdem nicht verstümt, wo er Gelegenheit fand, seinen Stammesgenossen mich mit den begeistertsten Worten als den grössten Hakim zu preisen.

Die Honorare, die ich für meine ärztlichen Bemühungen erhielt, waren oft seltsam genug. Die Leute von Tôr sowie die an der Küste lebenden Beduinen sind Seeräuber, die jede Gelegenheit benutzen, um Dampfer zu plündern, wenn sie, wie das nicht selten geschieht, auf die gefährlichen Korallenriffe des rothen Meeres aufgelaufen sind. Man trifft daher die sonderbarsten Erzeugnisse europäischer Cultur bisweilen mitten in der Wüste, Dinge, deren Zweck den Beduinen oft völlig unbekannt ist. Damit wurde ich manchmal honorirt. So brachte mir einer eine elegante Wagenlaterne mit geschliffenen dicken Glasscheiben, ein anderer eine Weckeruhr, wieder ein anderer ein Dutzend Taschentücher und einer schliesslich zwei Flaschen Bremer Bier, die mir bei langer Entwohnung von diesem Getränk trotz ihres Alters vortrefflich mundeten. Meistens aber brachte man mir Datteln, einmal sogar ein ganzes Ziegenfell voll, das mehr als einen halben Centner wog und nach meiner Rückkehr die Speisekammer meiner Mutter auf lange Zeit hinaus mit Datteln versah.

Auch auf meinen Wüstenreisen fehlten die Consultationen nicht, sobald ich auf ein Beduinenlager traf, was allerdings nicht gerade häufig geschah, da die Beduinen auf der Halbinsel wegen des Weidemanns nur äusserst spärlich vertheilt sind. Die Halbinsel, die einen Flächenraum umfasst, der ungefähr so gross ist wie Sicilien, ist nur von etwa 3000 bis 4000 Männern bewohnt. Mein Empfang in einem Beduinenlager gestaltete sich immer ganz typisch. Das erste, was den Ankömmling entgegenseilt, ist eine ungeheure Menge Fliegen, die so frech sind, dass sie sich nur durch directe Berührung mit der Hand vom Gesicht vertreiben lassen. Dann kommen einige Männer, während die Frauen, die man von weitem gesehen hat, schnell mit verhülltem Gesicht verschwinden und höchstens neugierig durch irgend eine Zeltpalte hervorgucken. Die Begrüssung ist gewöhnlich sehr freundlich und herzlich, selbst wenn man die Leute noch niemals vorher gesehen hat. Ein selten fehlender Theil der Empfangsceremonien ist der Streit der Männer, wer von ihnen den Gast bewirthen soll. Der eine hat diesen, der andere jenen Grund dafür. Endlich wird man in das Gemeinzelte oder die Berathungshütte geführt und zunächst mit frisch bereitetem Kaffee bewirthet. In meinem Fall folgten dann die unvermeidlichen Consultationen. Was immer an irgend einem Uebel litt, wurde mir vorgeführt, Schwerkranke und Frauen aber musste ich selbst in ihren Zelten untersuchen, was bei den engen Verhältnissen, die in einem armseligen Beduinenzelt herrschen, nicht immer ganz leicht war. Dass man mich auch zuweilen zu Frauen in den sonst nie von fremden Männern betretenen Harêm führte und sogar unter Umständen eine innere gynäkologische Untersuchung zulies, war ein ganz besonderes Zeichen des Vertrauens, das ich mir im Laufe der Zeit erworben hatte. Freilich kam es auch gerade nicht oft vor. Anfangs, als ich der arabischen Sprache noch nicht soweit mächtig war, dass ich die Patientin selbst nach ihrem Leiden fragen konnte, hatten die Harêmsconsultationen manchmal einen sehr komischen Anstrich; besonders ist mir in dieser Beziehung ein Besuch bei der Frau eines freigelassenen Negersklaven in Tôr im Gedächtniss geblieben. Der Ehemann erlaubte wohl, dass ich als Hakim zur Frau ins Gemach ging, nicht aber, dass Kaiser, der als Dolmetscher dienen sollte, mir folgte. So musste Kaiser im Nebengemach bleiben, und es entspann sich nun auf dem Umwege von einem Gemach ins andere eine etwas geräuschvolle Aufnahme der Krankengeschichte. Ich musste schreien, damit Kaiser meine Frage verstand, Kaiser musste schreien, um der Frau die Frage zu übersetzen, und die Frau musste schreien, damit Kaiser ihre Antwort vernehmen konnte. Das ergab eine ebenso schwierige wie komische Situation.

Bisweilen gab es einen längeren, mehrtägigen Consultationsritt in die Wüste, dem ich mich gern unterzog, weil ich dabei Gelegenheit fand, die Romantik des Wüstenlebens zu geniessen. Eines Tages z. B. erschien ein Beduine aus dem Wâdi Mear und bat mich, zu seinem Sohne zu kommen, dem ein Schrot- und ein Kugelschuss aus einer Doppelflinte durch das Bein gegangen war. Um möglichst wenig Zeit vom Arbeiten zu verlieren, ritt ich mit Jensen und Kaiser des Abends von Tôr auf Kameelen ab, durch die Wüste El Kâa ins Wâdi Mear, das den Umm Schômar, einen der höchsten Berge der Halbinsel gegen Norden begrenzt. Der Ritt war äusserst romantisch. Die Wüste sah bei dem

vollen Mondschein, der alles mit einem ungewissen Lichte übergoss, ganz gespenstisch aus. Die Bodenerhöhungen und Steinblöcke mit ihren dunklen Schatten erschienen zu phantastischen Formen verzerrt, und tiefste Stille und Einsamkeit herrschte um uns her. Gegen Morgen wurde es entsetzlich kalt. Da meine Füße nur in Sandalen steckten, waren sie so steif und unempfindlich geworden, dass ich das Gefühl hatte, als müssten sie bei einem Stoss wie Glas zersplittern. Endlich, gerade bei Sonnenaufgang hatten wir das Beduinenlager am Fusse des steil aufsteigenden Granitfelsens erreicht.

Sogleich wurde uns der Verwundete vorgeführt, der entsetzlich stöhnte und ächzte, aber wir waren noch viel zu steif von der Kälte, um ihn untersuchen zu können. Erst nachdem der frische heisse Kaffee uns erwärmt, besahen wir die Wunde. Sie war nach Beduinenart mit einer Kruste von Schwefel, Asche und Schiesspulver überzogen worden. Bei einer genaueren Untersuchung stellte sich heraus, dass der Knochen intact und der Schuss vollständig durch die Wade hindurchgegangen war. Eine aseptische Behandlung ist in einem Beduinenlager eine Unmöglichkeit. So desinficirten wir also die Wunde, so gut es ging, und verbanden sie, da keine grössere Blutung mehr da war. Nachdem noch einige andere Consultationen beendet waren, benutzten wir den jungen Morgen zu einem Ausflug in das wild romantische Wädi, dessen Wände aus mächtigen, steilen Felsmassen bestehen, dessen Sohle von zahllosen, übereinander gethürmten, nackten Blöcken gebildet wird und dessen Niederungen mit ihrer spärlichen Wasseransammlung in der glühenden Wüstenzone einer prächtigen Vegetation von malerischen Palmen- und Sajalgruppen das Leben geben. Spät in der nächsten Nacht waren wir nach anstrengendem Kameeltrabe von unserer Consultationsreise ermüdet wieder in Tör zurück.

Wenn ich die Krankheiten überblicke, die mir im Laufe der sechs Monate meines Aufenthalts in der Sinaiwüste zu Gesicht gekommen sind, so muss ich zunächst vorausschicken, dass mir die verhältnissmässig kurze Zeit, die sich noch dazu nur auf die Wintermonate von December bis April beschränkt, nicht gestattet, irgend welche definitiven Angaben über die Krankheitsverhältnisse der Sinaiwüste aus meinen Erfahrungen abzuleiten. Gerade die enormen Wärmegrade im Sommer mögen eine Reihe von Krankheiten zeitigen, die im Winter garnicht oder nur selten zu beobachten sind, und so möchte ich mich vor erschöpfenden Angaben ausdrücklich verwahren. Dennoch sind manche Verhältnisse, die ich beobachtete, wie ich glaube, nicht uninteressant. Im wesentlichen kann ich sagen, dass mir, abgesehen von einigen parasitären Krankheiten, wie den durch die Bilharzia erzeugten Erkrankungen, und abgesehen ferner von den Folgen des Skorpionstiches oder Schlangenbisses, keine Krankheit vorgekommen ist, die nicht auch bei uns bekannt wäre. Chirurgische Fälle habe ich mit Ausnahme von Verletzungen aller Art nicht viel beobachtet. Uebrigens hat auch der Beduine eine gewisse Furcht vor dem Schneiden und entschliesst sich nur sehr schwer selbst zu einer verhältnissmässig kleinen Operation. So lange es irgend geht, erträgt er seine Schmerzen und sucht sich mit dem Gedanken zu beruhigen: Allah hat gewollt, dass ich es bekomme, wenn Allah will, wird er es auch wieder nehmen. Ein Beduine, der als Schiffsmann thätig war, hatte sich ein Panaritium an der linken Hand zugezogen und es so lange verschleppt, bis die Eiterung längs der Sehnen des dritten und vierten Fingers hinkriechend sich in der Vola ausgebreitet hatte. In diesem Zustande kam er zu mir und liess die Wunde untersuchen. Ich sagte ihm gleich, dass ich schneiden müsste, wenn es wieder gut werden solle. Mit Zögern willigte er auch endlich ein. Als ich aber den Schnitt beginnen wollte, riss er mir empört die Hand weg, fing furchtbar an zu schimpfen und war entsetzlich beleidigt, dass ich glauben könnte, er würde sich das gefallen lassen. Als ich dann sagte, er würde schon noch wiederkommen und selbst bitten, dass ich schnitte, ging er entrüstet nach Hause. In der That erschien er nach mehreren Tagen wieder, wagte aber nichts zu sagen, sondern drückte sich nur schweigend herum. Da ich mich aber gar nicht um ihn kümmerte, liess er sich schliesslich zum Bitten herab. Ich lachte ihn aus, und er lachte mit. Dann wurde geschnitten. Mit schmerzverzerrtem Gesicht hielt er die Hand hin. Die Operation war bald überstanden, nach 14 Tagen konnte er wieder arbeiten, und seine Dankbarkeit war ohne Grenzen. (Schluss folgt).